Familienblätter
Sonntags-Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 24. Posen, den 16. Juni. 1895.

's Zischkerl.

Eine Erzählung aus dem Paznaun von Arthur Achleitner.

[Nachdruck verboten.]

Paznaun, eines der ärmsten und einsamsten Thäler Tirols und Zwillingsbruder des Stanzerthales, zieht sich langgestreckt von der Burg Wiesberg am düstern Eingang des Thales, entlang der wildrauschenden Trisanna, erst durch jähe, meist bestockte Wände, das sogenannte Vorderpaznaun. Gegen Ischgl zu erweitert sich das Thal, und die ganze Natur desselben verändert sich. So düster Vorderpaznaun ist, mit seinen Steilhängen und schwarzen Wäldern, den wilden Sturzbächen und beweglichem Urgebirg, so licht stellt sich Hinterpaznaun dar. Am Rande der grünen Thalweitung entfaltet sich die Gletscherwelt in ungeheuern Fernen, die theilweise bereits auf Schweizer Boden stehen. Gerste und Hafer gedeihen zur Noth im Paznaunthale bis etwa an den Hauptort des Thales, Ischgl, heran. Für den mageren und oft vermuhrten Ackerboden entschädigt die blühende Viehzucht, der die vorzüglichen Weidegründe außerordentlich förderlich sind. Paznauner Vieh hat einen Ruf im obern Innthal, Paznauner Almwirthschaft nicht minder.

Arm sind die Bewohner, aber ehrlich, bis auf das „Schwärzen" von hochbesteuerten Artikeln, die sie aus der Schweiz über Jöcher und Gletscherfelder mit Lebensgefahr herüber tragen. Ihre Genügsamkeit verspottet man draußen am Inn. Wer am gewaltigen Trisanna-Viadukt der Arlbergbahn ins Paznaun eindringt, der soll seine Verpflegung nur gleich selbst mitnehmen; man verhungere im armen Paznaun, witzeln die Landecker. Das ist nun freilich nicht so schlimm gemeint und auch nicht wahr, dagegen hat es seine Richtigkeit, daß Vorderpaznaun einen furchtbaren Feind gegen Gut und Blut besitzt und das ist der häufige Lawinensturz. Im Sommer genügen starke Regengüsse, und vom beweglichen Gebirge kommt wüstes Trümmergewirr, Geröll und Steinblöcke sausen herab, Felder werden vermuhrt und Straßen zerrissen. Hat aber der grimme Winter seine Herrschaft angetreten oder kämpft er mit dem sich regenden Bergfrühling, dann gehen die Lawinen Verderben bringend ab, Wälder vernichtend, Häuser wegreißend, Schuppen werden zerdrückt, Felsen abgesprengt; die Schneemassen hemmen wohl auch den Lauf der gurgelnden Trisanna-Wogen, bis stetig nachdrückendes Wasser den Schneewall durchbricht und der Stausee sich durch die Schlucht hinauswälzt mit schauerlichem Getöse.

Zur Lawinenzeit stockt der kleine Verkehr in Vorderpaznaun völlig, man zählt auf sechs Stunden an elf regelmäßige Lawinenstraßen; kein Wunder, wenn auch die Karriolpost in dieser gefahrvollen Zeit die Fahrten auf der „Schreckensstraße" zwischen Pians und Ischgl einstellt, denn Steinschlag und Schneelahnen gefährden die theuren Pferde zu sehr. Sind aber doch Poststücke zu befördern, so muß eben ein Bote sehen, wie er ohne Schaden aus dem Bereich der Lawinen kommt.

Das düstere Thal weist an vielen Stellen einen Reichthum an Marterln auf, wie man einen solchen kaum anderswo trifft. Die wild daherbrausende milchige Trisanna fordert alljährlich ihre Opfer, und landfeindlich sind die zahlreichen Bergwasser, die in trockener Zeit kaum fadendick herabrieseln, nach Gewitterregen aber zu Thal stürzen, Blöcke mitreißend und ganze Felder mit sich führend. Wehe dem vertrauensseligen Bauer, der sein Haus in Bachesnähe stellt! Auf vermuhrtem Boden und Geröll stehen dann oft die stummen Zeugen des Kampfes der Elemente, Bildstöcke zur Erinnerung, daß ein armes Menschenleben unterging, hier ertrunken, dort erschlagen von stürzenden Bäumen, da vom Steinschlag getödtet, anderswo von der heimtückischen Lahne erstickt und zugedeckt viele Monate lang, bis der Föhn und der warme Frühlingsregen die wuchtigen Schneemassen lockert und von dannen treibt.

Namentlich das Gehänge, auf dessen ungemein steiler Höhe das Dörflein Langesthey*) mit dem spitzen Kirchthurm steht, ist ein böser Lawinengang; eine mächtige Lawine riß im Jahre 1797 den weiter unten gelegenen Weiler Moosbach weg, wobei elf Menschen das Leben verloren. Der Name dieses Dörfleins, von dem man sagt, daß in Langesthey nicht einmal der Stubenboden wagerecht sei, deutet an, daß sich hier in früheren Zeiten eine Art Voralpe befand. Dann ist ferner anzuführen, daß das Thal im obern Paznaun, mit Ausnahme von Ischgl, das eine bedeutende Handelsstätte für Saumzüge mit Salz, Eisen, Kupfer Wein und Kolonialwaaren zwischen Tirol, Graubünden und Veltlin war, einst eine große Alpe war, welche von Engadin aus betrieben wurde. Der Beschwerlichkeit des Ueberganges halber, dürften sich die Senner und Hirten auf Tiroler Boden bleibend niedergelassen haben, blieben aber in Engadiner Seelsorge eingepfarrt, bis die Bevölkerung ihre eigene Kuratie erhielt. Die alte kirchliche Verbindung mit Steinberg im Engadin hatte höchst beschwerliche Kirchgänge zur Folge und führte dazu, daß im Winter, wenn ein Ueberschreiten der Pässe unmöglich war, Leichen monatelang auf dem Dachboden oder in Scheunen aufbewahrt, wohl auch gar in den eisigen Schlafkammern beherbergt wurden, bis sie nach dem Freiwerden der Uebergänge nach dem Kirchhofe ihrer Pfarrei gebracht werden konnten.

Aehnlich erging es den Bewohnern des Dorfes See im Vorderpaznaun, die früher zu Serfans im Innthale eingepfarrt

*) Langes, Lanks gleich Frühling; They, toje, toja vom romanischen teggia gleich Dach, Hütte, Almhütte, vorarlbergisch deija gleich die Alphütte, Sennerei.

waren und zum Gottesdienst über das hohe Serfanser Joch pilgern und mit der Beitattung ihrer Todten auf den Frühling warten mußten. Der Name des ersten Dorfes See im Vorderpaznaun deutet an, daß dieser Thaltheil einst ein großes Gewässer gewesen ist, wie auch der Weiler Poznaun, von dem das ganze Thal seinen Namen hat, aus dem romanischen pozzignun stammend, auf Pfütze deutet.

Hinter dem Hauptorte Ischgl und dem noch weiter den Fernern zu gelegenen Dorfe Mathon (mato, rom. = Matte, Wiese) hebt sich das Thal auf eine erhöhte Stufe aus der Waldregion zum alpenhaften Boden, dessen Siedelung Galtür (rom. cultura) heißt, die erste Stätte der Engadiner Hirten und Sennen. Im 17. Jahrhundert hatte dieselbe durch den Krieg mit Engadin schwer zu leiden und wurde sammt der Kirche zerstört. Unweit dieser bereits sehr hoch gelegenen Ortschaft vereinigt sich mit dem Vermontbach, in welchem kurz zuvor der Zeymser Bach sich ergießt, der Jamthaler Bach, und diese drei Gletscherwasser zusammen bilden den Dreibach, die böse Trisanna.

Dort liegt ein einsames Gehöft, dessen Besitzer ein richtiger Almbauer ist, ein erfahrener Senner, vertraut mit Wiese und Eis, bekannt mit jedem Steig und Paß dieser großartigen Gletscherwelt. Ein wetterharter, sehniger Mann mit scharfgeschnittenen Zügen und listig funkelnden Augen, verschlagen wie Fuchs und Katze, der ganze Bergmensch, der mühselig seine Wirthschaft betreibt, dabei aber stetig Augen und Ohren offen hält, um zu erfassen, wo es etwas zu verdienen giebt. Sein Sprichwort: „Was nutzt mi' a guete Kueh, die, wenn i die g'molcha hon, d' Milch ausschlöt (ausschleckt)", ist typisch für den Bauer. Den Paznauner Spruch: „Wer nie nuit (nichts) wagt, der nie nuit hat; wer alli (immer) wagt, der alli hat", machte auch der Höfler zu seinem eigenen. Er war der Waghals auf allen Gebieten. Schon das Bewohnen des Gehöftes am häufig überschwemmten Ufer der Trisanna ist ein Wagniß, allein den Hof hat der Höfler geerbt wie sein Vater auch vom Großvater, und sind die nicht ertrunken oder weggeschwemmt worden, so wird wohl auch er darauf sitzen können nach dem Grundsatz: „Besser öppas derhockt as dersprunga!" (Besser ersessen als ersprungen.)

Verwegen ist der Höfler Seppele von Kindesbeinen auf gewesen, und je strammer der Bursch heranwuchs, desto kecker wurde er im Zugreifen nach Nebenverdienst zur harten Bauernarbeit. Seine zähe Körperkraft kam ihm gut zu statten beim Lasttragen, wie sein Schweigen in Dingen, von denen die Grenzaufseher nichts erfahren sollten. Seppele war allgemach ein verwegener und verschlagener Schwärzer von Kaffee und Tabak aus dem Engadin herüber über den Jamthaler Gletscher, ein Pascher von Ruf unter seinen Landsleuten. Ihm glückte es immer, den Finanzern, wie die Grenzaufseher im Volksmund genannt werden, heil zu entrinnen, und stets brachte er auch die Waare herüber, mochten die Finanzer auch in Schaaren hinter Eisblöcken lauern oder auf der Jochhöhe auf ihn warten. Wenn die Grenzer ausgekundschaftet hatten, daß Seppele hinüber ist, gemächlich mit der Pfeife im Munde gen Alm, dann war Hundert gegen Eins zu wetten, daß der Bauer zwei Tage später mit der Schmuggelwaare wieder in Galtür sein wird, gleichviel, ob die Finanzer einen lebendigen Cordon über die Ferner zogen oder die Pässe stark besetzt hatten. Seppele war nie zu fangen, selbst das Radikalmittel, vor seinem Gehöft auf ihn zu warten, erwies sich als wirkungslos. Lauerte ein Grünrock vor seinem Hause oder in nächster Nachbarschaft, so kam der Bauer mit leeren Händen heim, und auf die ärgerliche Frage des geprellten Finanzorgans hatte der listige Höfler dann die stehende Antwort, er sei sehr erfreut über die ihm erwiesene Aufmerksamkeit, allein er habe nichts bei sich, und der Herr Finanzer wartete vergeblich auf die längst geborgene Waare. Seppele war übermüthig genug, den enttäuschten Grenzer auf ein „Lackele" geschwärzten Kaffee einzuladen, und auch eine Pfeife voll Schwyzer Tabak bot er gern an zum hellen Aerger des Verhöhnten.

Unter den Paznaunern sprach sich diese Findigkeit des Seppele bald herum. Alles war einig, daß der Höfler ob seiner Unerwischbarkeit der geborene Anführer der Schwärzertruppe sei. Er wurde denn auch im geheimen Konventikel zum „Capo" erwählt. Hatte Seppele bislang auf eigene Rechnung und Gefahr zentnerweise Waaren herübergeschmuggelt, so organisirte er als Führer das Schmuggeln im Großen und mit einer Verschlagenheit, die das Grenzpersonal geradezu in Verzweiflung brachte. Am hellichten Tage zogen die Burschen ins Jamthal, leere Säcke auf dem Rücken, und wer sie fragte, wohin die Reise ginge, erhielt unter listigem Augenzwinkern die harmlos klingende Antwort: „Anki af d' Alp zu da Madla!"

Damit war auch für die Galtürer das Zeichen gegeben, Ohren und Augen offen zu halten und jede Aktion der Grenzer sorgsamst auszuspähen. Kein Finanzer konnte unbeobachtet zu den Gletschern aufsteigen, und bevor ein Paß besetzt wurde, war längst ein Hirt angeblich zur Schaffsache auf der Jochhöhe, um die Schwärzer rechtzeitig zu verständigen. Die treueste Pflichterfüllung wurde zu Schanden an der strammen Schmuggler-Organisation und an der hilfbereiten Antheilnahme der übrigen Bevölkerung. Nutzlos erwies sich die Aufopferung der eifrigen Grenzbeamten, die bei aller sonstigen Vertrautheit mit dem gefährlichen Gelände die Eisverhältnisse und Unterschlupfe doch nicht so beherrschten, wie die Schwärzer, die von Kindesbeinen auf alle Schliche und Wege kennen.

„Das kann so nicht fortgehen", sagte eines Tages der Respicient (Vorstand) der in Galtür stehenden Finanzwachabtheilung. „Wir müssen die Bande abfangen, sei es durch Gewalt oder durch List, und der Seppele muß noch schärfer überwacht werden." Zu diesem Behufe wurde ein Finanzer Namens Fuchs beauftragt, sein Augenmerk ganz besonders auf die Bewohner des Gehöftes an der Trisanna zu richten, Alles zu beobachten, was sich in demselben ereignete und insbesondere den Seppele zu überwachen. „Melden Sie jedes Ausgehen des Bauern sofort, suchen Sie eine Anknüpfung mit den Hausleuten, sei es einer Dirn oder einem Knecht, horchen Sie auch die Tochter aus; wir müssen Kenntniß erlangen, wie die Kerle die Waaren herüberbringen und wo sie verborgen werden," befahl der Respicient.

„Zu Befehl!" antwortete Fuchs und trat sofort seinen Sonderdienst an.

Daß das Ausspioniren leichter befohlen als durchgeführt ist, erfuhr Fuchs in kürzester Zeit, denn als er gleich Reinecke am Gartenzaun des Gehöftes herum schlich, traf ihn ein geschickt geworfener Besen gerade ins Gesicht, und höhnend rief eine Dirn aus dem Stall: „Bei ins werd nix ausspekulirt!"

Der erste Versuch wurde somit abgeschlagen, und Fuchs mußte abziehen gleich Reinecke, dem die Trauben zu hoch hingen. Diese Niederlage muß wettgemacht werden, Fuchs muß etwas Klügeres ersinnen, um sein Ziel zu erreichen. Das einfachste wäre freilich, im Hause selbst einmal das unterste zu oberst zu kehren, allein die Vorschriften gestatten dies nicht so mir nichts dir nichts; zu einer Haussuchung gehört vielmehr die besondere Erlaubniß von der Finanz-Landesdirektion in Innsbruck. Diese hohe Behörde aber in Bewegung zu setzen, um schließlich doch nichts zu erwischen, das ist ein gefährliches Unterfangen und trägt statt Fanggeld eine „Nase" ein, die womöglich nachtheilig auf die ganze Laufbahn sein kann. Fuchs weiß recht gut: oberstes Gesetz ist das in flagranti Erwischen und die Waaren-Abnahme; letztere kann für die Finanzen eines Finanzers durch den Beute-Antheil sehr wohlthätig sein, wenn die abgenommene Schmuggelwaare werthvoll ist. Wie aber abfangen, wenn man keine Ahnung hat, über welchen Paß die Schwärzer kommen und wann sie schwärzgehen!

Fuchs zermartert sein Gehirn, indeß er auf der Anhöhe oberhalb des tosenden Baches auf der Lauer liegt. Mit dem Gesinde ist offenbar nichts anzufangen, Knechte und Dirnen halten zum Bauer, das beweist der Besenwurf zur Genüge. Und den Seppele selbst aushorchen zu wollen, wäre geradezu lächerlich dumm; denn dieser verschlagene Mensch wird der Letzte sein, der über seine Pläne auch nur ein Wörtchen über die Zunge läßt.

So „sinnirt" Fuchs, als unten eine Mädchengestalt aus dem Hause tritt und den Weg zur Anhöhe nimmt. „Alle Wetter!" flüstert Fuchs vor sich hin. „'s Zischkerl (Franziska) selber kommt herauf." Die schmucke Tochter Seppele's schreitet langsam der Anhöhe zu, schlank gewachsen und doch voll in den Formen, wie man sie im Gebirge selten findet, ein rosig angehauchtes Gesichtchen, blauschwarze reiche Flechten um den reizenden Kopf gewunden, ein Mädel so nett und sauber trotz dem fast ärmlichen unscheinbaren Hausgewande — grad zum 'neinbeißen.

Das fühlt auch Fuchs, dem ja ein junges Herz noch lebensfroh schlägt, freilich hoffnungslos, denn ein Finanzer darf an Hochzeit und Eheglück so wenig denken, als ein Tiroler Dörfler an Baron Rothschild. Aber anschauen darf auch ein armer Finanzer so ein prächtig Menschenkind, wie das Zischkerl eines ist, und selbst wenn er sein Herz an so ein putzig Dirndl verliert,

kann dies die kaiserlich königliche Finanz=Landesdirektion nicht wehren.

Ja, richtig: Fuchs liegt ja heroben im Dienst auf Posten und soll Seppele's Beginnen ausspekuliren! Wenn Zischkerl ihn da heroben erblickt, wird ihre Meinung über ihn auch nicht gerade die beste sein, und sozusagen gleichgiltig ist es Fuchsen auch nicht, was das herzige Geschöpf von ihm denkt. Aber der Dienst ruft und fordert die Spionage im Interesse des Staates. Fuchs gäb' wahrlich was drum, wenn just nicht er auf der Lauer liegen müßte. Aber muß er sich denn in dieser Lage von Zischkerl erwischen lassen? Dergleichen hat der Respizient nicht im einzelnen befohlen: das Ausspekuliren kann ja Fuchs nach Gutdünken bewerkstelligen, wie er sein Ziel erreicht, ist ja völlig ihm und seinem Ermessen anheim gegeben. Herauszubringen, wann Seppele wieder einmal einen Pascherzug über das Joch führt, das ist seine Aufgabe. Also auf!

Fuchs thut, als hätte er Blumen gesucht und pürscht sich seitwärts auf den Pfad zu, den Zischkerl heraufkommt. Unbefangen dankt das Kernmädel für den militärischen Gruß, den Fuchs fast zu ehrerbietig geboten hat.

„Fräulein Zischkerl gehen wohl spazieren?“ fragt Fuchs stotternd; ihm pocht das Herz beim Beschauen des schönen Mädchens, und heiß steigt ihm das Blut zu Kopf.

Zischkerl lacht hellauf: „A Galtürer Bauerntochter ischt decht koa' herrische Fräuln, hahaha!“

„Mit Verlaub, ich wollt' nur meinen Respekt vor der schönen Zischkerl ausdrücken . . .“

„Allweil wird's noch scheaner, a Finanzer und a Respekt vor einem Bauernmädel, wer as sall globt!“ Und wieder lachen ihn die Gluthaugen an, daß es dem armen Fuchs heiß um's Herz wird. Sagen möcht er etwas, er möcht' sich bei dem reizenden Mädchen in Gunst setzen; aber er bringt nichts über die vor Aufregung bebenden Lippen.

„Dem Herrn Finanzer hat's wohl d'Red verschlagen, sall ischt a wahres Wunder, sunst wissen Finanzer alli was zu sagen über andere Leut' und zu suchen wo nuit ischt.“

Fuchs fühlt den Stich, aber er kann dem schmucken Ding nicht gram sein. Er beeilt sich, zu versichern, daß er gewiß nicht zu denen gehört, die bei den Leuten stets Schlechtigkeiten wittern und eine Freude daran haben, Anzeigen zu machen. Er bringt das zwar stotternd, aber treuherzigen Tones heraus, und unwillkürlich bleibt Zischkerl neben ihrem Begleiter stehen, blickt ihm voll in die Augen und reicht ihm die Hand. „I will's glauben!“ sagt sie einfach.

„Vergelt's Gott für die gute Meinung; ich bin freilich nur ein armer Finanzer, aber ein Herz hab' ich auch, das warm und ehrlich fühlt, Zischkerl, sell darfst mir globa!“

„I glaub's und nun b'hüet Gott alli!“

„Wohin denn auf einmal so eilig, Zischkerl?“

„I muß af d' Alp, in d' Schnapfentheja=Alp, Botschaft bringen.“

Fuchs horcht hoch auf: „A Botschaft jetzt schon in's Jamthal?“

„Hahaha, der Herr Finanzer wittert wohl schon wieder etwas Verdächtig's! Ischt aber nuit weiter, als daß Vaterle zum Alpmeister g'wählet worden ischt, und sall soll ich auf Schnapfentheja den Sennleuten vermelden. Also b'hüet Gott allweil und nicht so mißtrauisch sein, Herr Finanzer!“

Zischkerl knixte etwas spöttisch, reichte aber dennoch dem Fuchs die Hand, der beschämt und gleichwohl mißtrauisch zurückblieb. Lange schaut er dem in das einsam düstere Jamthal einbiegenden, anmuthig dahinschreitenden Mädchen nach. „Glücklich der, dem sie zu eigen wird! Ich werd's wohl nicht sein, kann es auch nicht sein, ich ein Finanzer mit den schweren Grenzerpflichten und Zischkerl die Tochter eines Hauptschmugglers! Das ist ganz unmöglich! Aber wenn der grüne Dienstrock ausgezogen würde? Ja, was bin ich dann? Ein brodloser Habenichts, der selber schwärzen gehen müßte, um sich vor dem Verhungern zu retten. Und als Schwärzer wär's vielleicht möglich, die Zischkerl vom Vater zu bekommen. Nicht übel, die Idee! Aber Fuchs, sei gescheidt, das sind Fallen, das Dirndl ist nicht für Dich gewachsen und der Dienst ist heilig . . . . Sonderbar ist die Botschaft auf Schnapfenthea aber doch. Der Seppele soll zum Alpmeister gewählt worden sein, so urplötzlich, ohne vorherige Versammlung der berechtigten Bauern? Das ist ja gegen allen Brauch im Paznaun, also höchst verdächtig, das muß sofort dem Respizienten gemeldet werden.“

Damit schloß Fuchs seinen Gedankengang und stapfte der Station zu, die stets den Sommer über in Galtür offen gehalten wird, um dem Schmuggel einigermaßen zu steuern.

Der Respizient reißt Augen und Mund zugleich auf vor Staunen ob dieser Neuigkeit. Der Höfler soll plötzlich zum Alpmeister gewählt worden sein, jetzt um Ende Juni? Das ist ja ganz aus der Weis', zumal der sogenannte Zontag auf Paznauner Alpen (Sennereien) doch erst am 14. August abgehalten wird! Der Seppele, der gleich andern Galtürern doch nur Almpächter des Engadiner Besitzes im Jamthal ist, der soll Alpmeister geworden sein über Nacht? Das ist ja so unwahrscheinlich, als wenn eine Kuh täglich fünf Schluten (Milchmaß für etwa $2^1/_2$ Liter) giebt! Rein zum Lachen das, der Hauptschmuggler Vertrauensperson zur Prüfung des Milch=Ertrages auf den Almen! Seppele soll als Alpmeister entscheiden, welche Kühe das beste Erträgniß liefern, als Hauptpreisrichter, ob eine Sennerin die Schalle (Glocke) für gute Almwirthschaft oder die an die Hüttenthüre zu malende Geige für minder milchgebende Kühe verdient! Das heißt ja den Bock zum Gärtner machen! Nein, nein, das ist ganz unmöglich, man macht einen der kleinsten Oekonomen nicht zum Alpmeister, da liegt etwas in der Luft, und die Botschaft hat etwas anderes zu bedeuten. Aber was?

„Was meinen Sie, Fuchs? Welchen Eindruck hat das Mädel auf Sie gemacht?“ fragt der Vorgesetzte.

„Oh, einen ganz ausgezeichneten!“ antwortet Fuchs wie traumverloren, ihm schwebt das holde Geschöpf vor Augen.

„Wie?“

„Ein herrliches Geschöpf!“

„Mann, was kümmert uns, ob das Mädel herrlich ist oder häßlich? Halten Sie sich gefälligst den Dienst vor Augen! Ich will wissen, wie sich die Tochter benahm, als sie Ihnen sagte, sie müsse Botschaft auf die Alm bringen.“

„Das weiß ich nicht!“

„Mensch, sind Sie verrückt? Sie haben in Ausübung Ihres Dienstes das Mädel ausgefragt, und nun wissen Sie nicht, ob die höchst verdächtige Botschaft glaubwürdig vorgebracht wurde, oder ob es nur ein Vorwand gewesen ist!“

„Ich glaube, daß das Mädel an die Wahrhaftigkeit der Botschaft geglaubt hat.“

„Paperlapapp! Glauben heißt nichts wissen.“

„Ja, ich kann doch nicht wissen . . .“

„Sie sollen aber wissen. Wozu sind Sie denn Grenzaufseher, dem das Aushorchen und Ausspekuliren dienstlich aufgetragen ist?“

„Mit Verlaub, Herr Respizient, Sie wissen ja auch nicht . .“

„Halten Sie gefälligst das Maul im Dienst!“

„Zu Befehl!“

„Sie gehen noch heute auf Patrouille in's Jamthal, forschen in Schnapfentheja nach, ob die Botschaft auf Wahrheit beruht und rekognosziren genau, ob etwas im Werk ist. Insbesondere beobachten Sie, wie sich die Senner und Almerinnen verhalten. Bevor Sie aufbrechen, was völlig unauffällig zu geschehen hat, sprechen Sie beim Dorfschuster zu, ob ich morgen meine Stiefel bekomme. Drängeln Sie den Kerl, ich muß die Stiefel haben, will selber inspiziren. Wenn ich nur jetzt mehr Personal hätte! Nun, Gott befohlen! Abtreten!“

Fuchs salutirt und verläßt die Station in keineswegs rosiger Stimmung. „Schlecht bezahlt und ewig kommandirt!“ brummt der Finanzer im Zwiespalt der Gefühle. „Jetzt bei anbrechender Nacht in's Jamthal marschiren, ist keine Annehmlichkeit und was muß's Zischkerl sich denken, wenn die ihm begegnet? Muß die nicht glauben, er mißtraue ihr und spionire? Und er möchte doch in möglichst gutem Licht vor ihr erscheinen! Aber muß er ihr denn in den Weg laufen? Er kann ihr ja auch ausweichen; wie er den Patrouillengang macht, ist ja seine eigene Sache. Also zunächst zum Schuster.“

„Der Herr Respizient läßt fragen, ob er morgen frühestens seine Stiefel haben kann?“

„Pressirt's so?“

„Sehr, er muß die Stiefel unter allen Umständen vor 6 Uhr früh haben!“

„Wenn's möglich ischt, sall woll!“ sagt der Schuster und klopft auf der Sohle eines in Arbeit befindlichen Schuhes weiter. Kaum ist aber Fuchs zur Thüre hinaus, da huscht ein verschmitztes Lächeln über des Schusters Gesicht. „Der kann warten!“ flüstert er vor sich hin.

(Fortsetzung folgt.)

Der Mörder als Freier.

Von Albert Frick.

[Nachdruck verboten.]

John Andrew Gordier, ein achtbarer und wohlhabender Einwohner von Jersey, in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, hatte sich mehrere Jahre um die Liebe eines schönen, jungen und reichbegabten Frauenzimmers auf der Insel Guernsey beworben; endlich war es ihm gelungen, die mancherlei Hindernisse und Schwierigkeiten zu besiegen, welche sich oft dem Endziele liebender Herzen entgegensetzen, aber ihnen zugleich den Gegenstand ihres Strebens um so theurer machen, mit einem Wort, der Tag nahete heran, wo er seine schöne Braut zum Altar führen sollte. Nachdem er nun zu Hause die nöthigen Befehle zu ihrem Empfange ertheilt, segelte er frohen Muthes und in voller Gesundheit nach Guernsey ab.

Die Ungeduld eines glücklich Liebenden auf einer solchen Reise kann man sich leicht denken; die Stunden wurden ihm zu Jahren; der Weg durch den schmalen Kanal zwischen beiden Inseln schien ihm zehntausend Meilen lang zu sein. Das Land der Verheißung erschien endlich vor seinen sehnsüchtigen Blicken, das Ufer war bald erreicht, im Nu hatte er es betreten und ohne Erfrischung einzunehmen oder auf seinen Bedienten zu warten, den er mit dem Gepäck zurückließ, eilte er allein und zu Fuß nach dem so oft besuchten, blos ein paar Stunden vom Hafen entfernten Hause. Der Bediente, welcher seinem Herrn bald folgte, war erstaunt, diesen bei seiner Ankunft dort nicht zu finden. Es wurden sogleich Boten ausgesendet, ihn zu suchen, aber vergebens! Mitternacht war bereits herangekommen, und noch hatte man keine Spur von dem Vermißten aufgefunden. Welche Gefühle die Brust der harrenden Braut und ihrer Familie bestürmten, läßt sich nicht beschreiben.

Am folgenden Tage beim Grauen des Morgens erschien ein naher Verwandter des Bräutigams im Hause, aber sein Erscheinen brachte der bekümmerten Familie keinen Trost. Mit trauriger Miene, niedergeschlagen und erschöpft meldete er, daß er die ganze Nacht hindurch in allen Richtungen und vorzüglich in der Nähe des Weges, den Gordier gewöhnlich eingeschlagen, nachgeforscht habe, ohne eine Spur von dem Vermißten zu finden.

Nach mehreren Tagen und eben so vielen Nächten angstvoller, schrecklicher Spannung fand man endlich Gordier's Leichnam. Aber kein Umstand, keine Zufälligkeit führte auf eine Vermuthung hinsichtlich des Vollbringers dieser schauderhaften Mordthat. Die Trauer beider Familien um einen so guten, in der Blüthe seiner Tage und inmitten der schönsten Erwartungen durch Meuchelmord dem Leben entrissenen Mann vermehrten noch das Geheimniß und die Art seines Todes. Der Schmerz der Verlobten äußerte sich nicht durch lautes Klagen und Jammern, sondern weit fürchterlicher — durch innern, in tiefer Brust verschlossenen Gram, ihre Augen weinten keine Thräne, aber ihr stilles Dulden forderte zu doppeltem Mitleid auf. —

Einige Jahre nach dem mysteriösen Vorfall, als die Zeit den Schmerz der liebenswürdigen Dulderin einigermaßen gelindert zu haben schien, zogen ihre Tugenden und seltne Schönheit einen zweiten Freier, Namens Gaillard, einen Guernseyer Kaufmann, an, und die Eltern, hoffend, daß eine zweite Werbung sie von ihrem stillen Hinbrüten abziehen und nach und nach zerstreuen sollte, begünstigten seine Besuche, welche die Tochter, um den Wünschen der Eltern nachzukommen, sich dann und wann gefallen ließ, jedoch mit der ausdrücklichen Erklärung, daß sie nie Gaillards Weib werden würde. In der That fühlte sie einen heimlichen Widerwillen gegen ihn, vielleicht weil es ihr unzart schien, daß er als naher Verwandter ihres gemordeten Bräutigams um ihre Hand anhielt, vielleicht auch, weil ihr empfindsames Herz noch eine schlimmere Ahnung nährte. Auch wurde diese ihre seltsame Abneigung lange vor Enthüllung des Geheimnisses oft bemerkbar; es war keine gewöhnliche Abneigung, es war ein innerer Abscheu, ein Schaudern, wovon nervöse Personen beim Anblick eines giftigen Thieres, worüber sich ihre Natur empört, befallen werden. Allein so groß war der Zauber ihres Wesens, so unwiderstehlich ihr Liebreiz, daß Gaillard, trotz ihres mehr als kalten Benehmens gegen ihn, seine Besuche fortsetzte. Bisweilen drang er in die Unglückliche, ein Geschenk von seiner Hand anzunehmen. Ihre Freunde bemerkten daß er es sich besonders angelegen sein ließ, ihr ein Kleinod von trefflicher Arbeit und hohem Werthe aufzudringen, das sie aber auf das Entschiedenste zurückwies, erklärend, es würde von ihrer Seite mehr als unschicklich sein, wenn sie die Aufmerksamkeit eines Mannes begünstigen wollte, dessen Gegenwart sie mit Grauen erfülle.

Allein Gaillard hatte durch den Ernst seiner Bewerbung, durch seine Beständigkeit und durch Erregung von Mitleid in seiner Lage — die gewöhnliche Zuflucht des Arglistigen — die Mutter für sich gewonnen. Diese, von dem Wunsche beseelt, seine Absicht zu fördern, nahm eine Gelegenheit wahr und befestigte jenes Kleinod während der Nacht an der Uhrkette ihrer Tochter, und drohte letzterer mit ihrem Mißfallen, wenn sie die Gabe aufrichtiger Liebe nicht behalten würde.

Die Gesundheit der liebenswürdigen Dulderin litt in diesem Kampfe; und die Mutter des Ermordeten, ihrer verhofften Schwiegertochter von jeher mit zärtlicher Liebe zugethan, durchschiffte die See, welche Jersey von Guernsey trennt, um sie zu trösten. Der Anblick der guten Frau, der nächsten und besten Verwandten ihres ersten und einzigen Geliebten, erweckte natürlicher Weise Tausende von zärtlichen Gefühlen in ihrer Seele. Es schien ihr Vergnügen zu machen, der alten Dame alle jene kleinen Umstände und Vorfälle zu erzählen, die nur für Liebende von Bedeutung sein können. Aber Madame Gordier lieh der armen Plauderin ein williges Ohr und forschte namentlich nach jeder Kleinigkeit, die mit dem letzten Zusammensein ihres Sohnes mit seiner Geliebten in Beziehung stand.

Einst, als ihre Unterhaltung, wie gewöhnlich, auf dieses Lieblings-Thema zurückgekommen war, ergriff der trauervolle Rückblick in die Vergangenheit das unglückliche Mädchen, dessen Befinden sich überhaupt täglich verschlimmerte, so sehr, daß sie unter krampfhaften Zuckungen zu Boden sank. Während die geängstigten Eltern um die Ohnmächtige beschäftigt waren, wurde ihr Schrecken bedeutend vermehrt, als sie bemerkten, daß Madame Gordier, in deren Gesichtszügen sich wildes Entsetzen malte, auf das glänzende Kleinod an der Uhrkette ihrer Tochter stierte. Sie fragten nach der Ursache und erfuhren zu ihrem nicht geringen Staunen, daß der Ermordete eben dieses Kleinod kurz vor seiner letzten Reise nach Guernsey als ein Geschenk für seine Braut gekauft habe.

Kaum war die Ohnmächtige wieder zu sich gekommen und hatte erfahren, daß die von ihr bisher so sehr verachtete Preciose ursprünglich Gordier zugehört, als ihr ein neues schreckliches Licht aufzugehen schien: mit ihren letzten Kräften drückte sie das Unterpfand der Liebe an ihr Herz; ihre Augen rollten einige Augenblicke wild umher; Wahnsinn malte sich in ihren Zügen; auf einmal aber schien ihr die Besinnung zurückzukehren, und wie in der völligsten Ueberzeugung rief sie mit einem Mal aus: „O! der schändliche Mörder!“ dies waren ihre letzten Worte, gleich darauf verschied sie in den Armen der Umstehenden.

Wir brauchen wohl kaum noch hinzuzufügen, daß Gaillard, Gordier's Nebenbuhler, auch dessen Mörder war; er hatte ihn auf seinem Wege vom Hafen nach dem Hause der Geliebten überfallen, getödtet und des erwähnten Kleinods beraubt, um sich eines noch kostbarern — der unglücklichen Braut — zu bemächtigen.

Anfangs leugnete der Bösewicht die That, aber unter offenbarer Verwirrung und Widersprüchen, und als die furchtbar gekränkte Familie nach den Gerichtsbeamten sendete, bestätigte er den Verdacht durch Selbstmord und ein hinterlassenes Schreiben, worin er sein Verbrechen bekannte.

Lose Blätter.

* **Ein neuer See in Bosnien.** In der Nähe der Plitvicer Seen, die von Bihacs aus in wenigen Stunden erreichbar sind, hat sich in den jüngsten Tagen eine merkwürdige Naturerscheinung vollzogen. Etwa 40 Kilometer von ihnen entfernt hat sich nämlich zwischen Plaschki und Jesenica in dem dortigen ausgedehnten Thalkessel ein neuer See gebildet, der sich in einer stellenweisen Tiefe von über 50 Meter auf eine Länge von beiläufig 10 Kilometern erstreckt und an Ausdehnung selbst den größten der Plitvicer Seen übertrifft. Woher die immense Wassermasse gekommen ist, die den neuen See bildet, ist bisher noch nicht festgestellt worden, und ebenso wenig ist konstatirt, wohin das Wasser, das immerfort im Wachsen begriffen ist und an einer Stelle mit mächtigem Getöse abstürzt, abfließt. Man sieht die Fluth nur in einem jener Erdschlünde verschwinden, die in der dortigen Karstgegend so häufig vorkommen. Das seltsame Naturereigniß bedeutet für die Bevölkerung der betreffenden Gegend eine schwere Heimsuchung, denn der Thalkessel, in welchem der neue See entstanden ist, bot bisher die besten Ackerfelder der dortigen Gegend dar, und zahlreiche Bauernfamilien sind durch die Unterwassersetzung um ihren ganzen Besitz gekommen. Alte Leute wollen sich jetzt allerdings erinnern, daß der in Rede stehende Thalkessel auch früher einen See gebildet habe, und die Formation des Terrains ist, wie versichert wird, geeignet, diese Behauptung zu unterstützen. Eine ähnliche Erscheinung ist auch bei Jezerana zu beobachten, wo sich gleichfalls ein neuer See gebildet hat.

* **„Herr Hevelke, nu gohne wi“** — mit dieser Redensart, die im Volksmunde in und um Königsberg i. P. lebt, hat es, wie der „Soldatenhort“ mittheilt, folgende Bewandtniß. Hevelke war zu Ende des vorigen Jahrhunderts ein Kaufmann in Königsberg, dessen Speicherarbeiter, wenn sie Abends ins Komptoir traten, sich mit den Worten: „Herr Hevelke, nu gohne wi“ (nun gehen wir), meldeten, um anzudeuten, daß ihr Tagewerk beendet sei, und daß sie nun ihren Tagelohn in Empfang zu nehmen wünschten. Durch die häufige Wiederholung dieser Rede hatte Herrn Hevelkes Papagei, dessen Käfig neben dem Pulte hing, diese auswendig gelernt. Eines Tages gelang es der Speicherkatze, den Papagei zu erwischen und eilends sprang sie mit der Beute die Treppe hinab. Da raffte der Vogel seine Sprachkenntnisse zusammen und schrie aus Leibeskräften: „Herr Hevelke, nu gohne wi!“ Man hörte den Ruf, konnte den Armen aber nicht mehr retten. Seine letzten Worte jedoch wurden bald allbekannt und seitdem deutet man mit der Redensart an, daß es „aus mit Einem ist, daß das Ende herannaht.“

* **Kolossale Geschwindigkeit.** 141 Kilometer per Stunde soll kürzlich ein Eisenbahnzug, wenn man einem amerikanischen Gerüchte Glauben schenken darf, auf einer Linie der Pensylvania-Eisenbahn zurückgelegt haben. Allerdings bestand der Zug nur aus einer Lokomotive und einem gemischten d. h. einem mit Gepäck und Passagieren gefüllten Wagen. Die Lokomotive, die diese kolossale Geschwindigkeit entwickelte, besitzt zwei Paar Triebräder und wiegt nur 27 Tonnen. Dieser Blitzzug durcheilte die Strecke von Camdle bei Philadelphia nach Atlantic City, das sind 93,4 km in 45 Minuten und 45 Secunden oder mit einer Geschwindigkeit von 123 km in der Stunde. Seine größte Schnelligkeit erreichte dieser Zug jedoch auf dieser Fahrt mit 141,2 Kilometern. Dieser Zug hält damit den größten bisher auf dem Boden oder auf Schienen erzielten Rekord, mit einer Schnelligkeit, die vielleicht nur noch von Luftballons bei starken Winden übertroffen werden dürfte, — wenn die ganze Geschichte nicht amerikanischer Schwindel ist.

Verantwortlicher Redakteur: Oskar Elsner in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.